

Predigtbausteine für den Diakonie-Sonntag 2016

Solidarische Gemeinden

Maria Katharina Moser, Vikarin in der Evangelischen Pfarrgemeinde Wien-Simmering und wissenschaftliche Referentin am Institut für öffentliche Theologie und Ethik der Diakonie.

Soziales Engagement in Gemeinden stärken – das ist das Ziel des Projekts „Solidarische Gemeinde“, das zur Umsetzung des ökumenischen Prozesses „sozialwort10+“ anregen will und dem sich der Diakonie-Sonntag 2016 widmet. Einen der wichtigsten Hinweise – wenn nicht *den* wichtigsten Hinweis, *wie* wir gut und richtig solidarisch handeln – gibt Jesus in der Perikope über Heilung des blinden Bettlers Bartimäus.

Im Folgenden finden Sie Bausteine für eine Predigt zu Mk 10, 46-52, die Sie passend für Ihre Gemeinde auswählen, durch eigene Beispiele und Erfahrungen variieren und kombinieren können.

„Und sie kamen nach Jericho. Und als er aus Jericho wegging, er und seine Jünger und eine große Menge, da saß ein blinder Bettler am Wege, Bartimäus, der Sohn des Timäus. Und als er hörte, dass es Jesus von Nazareth war, fing er an, zu schreien und zu sagen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und viele fuhren ihn an, er solle stillschweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und Jesus blieb stehen und sprach: Ruft ihn her! Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, steh auf! Er ruft dich! Da warf er seinen Mantel von sich, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, dass ich für dich tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabbuni, dass ich sehend werde. Jesus aber sprach zu ihm: Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach auf dem Wege.“

Baustein: „Der entscheidende Satz“

Welcher ist der entscheidende Satz in unserem Predigttext? Oft halten wir den Ausgang einer Geschichte für wesentlich. Dann wäre der entscheidende Satz: „Und sogleich wurde er sehend.“ Oder wir suchen nach dem Glaubensgehalt eines Textes. Dann wäre der entscheidende Satz: „Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.“

Zentrale Sätze, zweifelsohne. Aber sie haben einen Satz zur Voraussetzung, der der Geschichte ihre Richtung gibt. Der ihren weiteren Verlauf bestimmt. Der Auskunft gibt über die Art der Beziehung, die Jesus mit Bartimäus knüpft. Der uns etwas über das Selbstverständnis Jesu erzählt. **„Was willst du, was ich für dich tun soll?“**

Baustein: „Das Gegenteil von gut ist gut gemeint“

Das Beispiel ist ein Klassiker: Ein Pfadfinder, der die gute Tat des Tages noch tun muss, sieht eine alte Frau am Straßenrand stehen. Er geht hin und geleitet sie über die Straße. Dann geht er weiter seines Weges, froh, die gute Tat für diesen Tag getan zu haben. Die alte Frau wollte aber gar nicht auf die andere Straßenseite. Also geht sie wieder zurück. Und wie sie die Straße überquert, kommt ein Auto und fährt sie nieder. Hat der Pfadfinder böse oder schlecht gehandelt?

Böse oder schlecht nicht – er hat ja in guter Absicht geholfen. Und dennoch hat er falsch gehandelt. Das Ergebnis seiner Handlung hat der alten Frau nicht geholfen, sondern geschadet. Schlicht und ergreifend deshalb, weil er sie nicht gefragt hat. Er hat seine Vorstellung davon, was ihr helfen würde, nicht abgeglichen mit dem, was sie braucht und will. Ein augenfälliges Beispiel für den bekannten Sager: „Das Gegenteil von gut ist gut gemeint.“

Haben Sie das auch schon erlebt? Dass Sie wohlmeinend geholfen haben und hinterher hat sich herausgestellt, dass Ihre Hilfe am Ziel vorbei gegangen ist? Oder dass Ihnen jemand wohlmeinend geholfen hat, Sie die Hilfe in der Form aber weder wollten noch brauchten?

Was im Kleinen, im zwischenmenschlichen Bereich gilt, gilt auch im Großen, Strukturellen. Ein Beispiel aus der Mega-City Manila: Dort wurden mit Geldern aus der Entwicklungszusammenarbeit Rollstuhlrampen am Gehsteigrand gebaut. Grundsätzlich eine gute und lobenswerte Idee. Nur leider klafft gleich nach der Rampe ein meterbreites Loch im Gehsteig oder steht ein mannshoher Pfosten, an dem kein Rollstuhl vorbei kommt. Hätte man Menschen mit Behinderung in Manila gefragt, was sie brauchen, sie hätten sich wohl keine Rollstuhlrampen gewünscht.

Baustein: „Wissen, was gut ist für andere“

Manche meinen, es sei besser, Bettlern und Bettlerinnen kein Geld, sondern etwas zu essen zu geben – oder, noch besser, an soziale Einrichtungen zu spenden, die Bettlern und Bettlerinnen helfen. Wenn man BettlerInnen Geld gibt, dann kaufen sie sich ohnedies nur Alkohol – oder man unterstützt die Bettler-Mafia. Für die bettelnden Menschen ist es einfach besser, wenn sie Essen oder Hilfe durch soziale Einrichtungen bekommen.

Aktuell wird darüber diskutiert, die Mindestsicherung zu kürzen – nicht nur für anerkannte AsylwerberInnen. Man hilft ja den Menschen nicht, wenn man ihnen ein bequemes Leben finanziert. Besser Anreize schaffen, damit sie sich einen Job suchen und etwas leisten. Besser nicht nur für die Gesellschaft und das Sozialbudget, sondern auch für die Betroffenen selbst.

Ja, wir wollen solidarisch sein. Wir wollen anderen helfen. Und wir wissen, was gut für sie ist. Dieser Paternalismus wurzelt oft in Mythen, Vorurteilen, falschen Vorstellungen. Ein Blick auf die Fakten ändert das Bild. Er zeigt zum Beispiel: Das zentrale Motiv für Bettler und Bettlerinnen ist der Erwerb eines finanziellen Beitrags zur Deckung der Lebenskosten für die Familie zuhause. Die allerwenigsten BezieherInnen leben ausschließlich von der Mindestsicherung, die meisten sind so genannte „Aufstocker“. Sie brauchen die Mindestsicherung, weil sie zu wenig verdienen oder zu wenig Arbeitslose bekommen. (→ Mehr und genaueres vergleiche unter www.diakoniesonntag.at im Bereich „So entlarven Sie Mythen als falsch“)

Ja, wir wollen solidarisch sein. Wir wollen anderen helfen. Und wir wissen, was gut für sie ist. Dieser Paternalismus wurzelt auch in der Vorstellung, dass die, die Hilfe brauchen, schwach sind – und wir Helfenden die Starken. Das Einteilen in stark und schwach, es sitzt tief in unserem Denken. Ein Muster, das gar nicht leicht zu durchbrechen ist. Das Wort „Diakonie“ ist ein Anfang. Diakonie kommt griech. *diakonein*, das bedeutet dienen. Jesus bezeichnet sich an verschiedenen Stellen selbst als *diakonos*, als Diener (Lk 22,27; Mt 28,20). Diener ist ein Gegenbegriff zum Machthaber. Diener sind im damaligen Verständnis – und ich glaube, das gilt immer noch – in einer schwachen Position.

Baustein: „Wie Jesus hilft“

Der blinde Bettler, dem Jesus in der Perikope aus dem Markus-Evangelium begegnet, ist nicht irgendeiner in der Masse anonymer Bettler. Er hat einen Namen: Bartimäus, der Sohn des Timäus. Jesus begegnet diesem Bartimäus: einer Person mit einem Namen – *seinem* Namen; einer Person mit einer Geschichte – *seiner* Geschichte; einer Person mit Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen – *seinen* Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen; mit Ressourcen und Fähigkeiten – *seinen* Ressourcen und Fähigkeiten. Jesus wendet sich dieser Person, diesem einmaligen Menschen zu. Auch solidarische Gemeinden wenden sich in ihrem diakonischen Engagement nicht *den* Armen, *den* Flüchtlingen, *den* Dementen, *den* Pflegebedürftigen zu. Diakonie wendet sich Menschen in verschiedenen, schwierigen Lebenssituationen zu und begegnet dem einzelnen als Person mit Namen, Geschichte, Bedürfnissen und Fähigkeiten.

Jesu Zuwendung beginnt damit, dass er die Not des Bartimäus wahrnimmt. Solidarische, diakonische Zuwendung beginnt damit, Not wahrzunehmen. Das ist nicht selbstverständlich, damals so wenig wie heute. Die Nöte verschiedener Menschen und gesellschaftlicher Gruppen werden oft nicht wahrgenommen, schamhaft verschwiegen, bewusst ausgeblendet oder der eigenen Schuld und Verantwortung der Betroffenen zugeschrieben. So auch in unserem Predigttext. Viele nehmen die Not des Bartimäus nicht wahr. Sie empfinden ihn als Belästigung. Was will dieser blinde Bettler denn? Was schreit der da nach Jesus? Wie kommt er dazu, so fordernd zu sein? Soll er doch warten, bis sich der Herr ihm zuwendet? Viele fahren in an, er solle stillschweigen.

Bartimäus wiederum reagiert selbstbewusst auf diese Ablehnung: Er schreit noch mehr. Jesus findet das weder penetrant, noch vermessen. Er hört Bartimäus, lässt ihn zu sich rufen und fragt ihn: Was willst du, dass ich für dich tun soll? Der Kernsatz. Die Schlüsselfrage.

Jesus behandelt Bartimäus nicht als Hilfsobjekt. Er sieht ihn als Subjekt, als Autor seines eigenen Lebens. So auch solidarische Gemeinden: Sie achten in ihrer diakonischen Zuwendung die Kompetenz und die Autonomie der Menschen in Not. Sie entscheiden nicht, was gut ist für sie. Sie überlassen ihnen die Entscheidung: Welches Leben möchte ich leben, welche Ziele verfolgen und welche Unterstützung brauche ich dafür? Auch und gerade in schwierigen Situationen wissen die Betroffenen selbst am besten, was sie brauchen.

Das klingt recht schön und gut. Theoretisch. Praktisch ist das gar nicht so einfach. Ich persönlich bin beispielsweise nicht besonders glücklich über den Wunsch des Bartimäus: „dass ich sehend werde“. Mir persönlich wäre es lieber, Bartimäus hätte sich nicht gewünscht – oder wünschen müssen angesichts der gesellschaftlichen Umstände seiner Zeit? – dass sein Körper wieder voll funktionsfähig wird. Ich persönlich hätte es besser gefunden, wenn er Jesus um etwas gebeten hätte, das ihm ermöglicht hätte, als blinder Mann ein gutes Leben zu führen.

Und ja, es kann sein, dass ein Bettler mit dem Geld, das ich ihm gebe, Alkohol kauft. Es kann sein, dass sich eine Bezieherin der Mindestsicherung Zigaretten kauft. Doch mit 50 Cent oder einem Euro erkaufe ich mir nicht die Berechtigung, über den Alkoholkonsum eines anderen zu urteilen. Und mit 828,- Euro im Monat zum Leben erkauft sich die Gesellschaft nicht die Erlaubnis zu entscheiden, welche Bedürfnisse einer Mindestsicherungsbezieherin legitim sind und welche nicht. Hand aufs Herz, jede und jeder von uns tun ab und an etwas, das nicht so ganz vernünftig ist. Warum sollten wir das Recht, auch mal etwas Unvernünftiges zu tun, anderen absprechen?

Baustein „Asymmetrie und Augenhöhe“

Wenn Jesus den Bartimäus fragt „Was willst du, was ich für dich tun soll?“, wenn wir als solidarische Gemeinden Menschen in schwierigen Situationen – Armutsbetroffene, Flüchtlinge, Pflegedürftige – fragen „Was willst du, dass ich dir tun soll?“, dann steckt da immer noch eine gewisse Asymmetrie drin. Die einen sind in der Position, fragen und etwas tun zu können – die anderen sind in der Position, etwas zu brauchen und zu bekommen. So, wie unsere Gesellschaft gestrickt ist, ist das schwierig. Etwas brauchen, bedürftig sein, abhängig sein, angewiesen sein, das hat einen negativen Beigeschmack.

Dabei sind wir alle auf andere angewiesen. Wir alle verdanken unserer Mutter, dass wir auf der Welt sind. Ohne die Zuwendung anderer, die uns gefüttert, gewickelt und umsorgt haben, hätten wir die ersten Monate unseres Lebens nicht überlebt. Ohne die Unterstützung anderer hätten wir weder sprechen noch lesen und schreiben gelernt. Viele Erwachsene könnten das, was sie tun, nicht tun, wenn ihnen nicht andere bestimmte Dinge abnehmen würden – Essen kochen, Wäsche waschen, die Kinder hüten, für die alten Eltern sorgen. Das alles gilt übrigens auch für Jesus. Wir alle sind von anderen abhängig. Abhängigkeit und Angewiesen sein ist eigentlich der Normalzustand. Ich glaube, es ist gut und wichtig, sich das immer wieder ins Bewusstsein zu rufen.

Und es ist gut, uns bewusst zu machen, dass jeder Mensch etwas zu geben hat. Menschen, denen wir uns als solidarische Gemeinden diakonisch zuwenden, haben viel zu geben: Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung, auch schwere Situationen bewältigen zu können. Und ja, auch Materielles. In diesem Sinne: keine falsche Zurückhaltung, wenn etwa Flüchtlinge für das Gemeindefest kochen wollen und dafür viel Geld ausgeben! So, wie sich Jesus in Betanien von Maria die Füße salben ließ (Joh 12). Jemanden einladen und etwas schenken zu können, hat viel mit Würde zu tun. Und sich einladen und beschenken lassen, heißt, die Würde des Gegenübers anzuerkennen.

Baustein „Sag auch du, was andere für dich tun sollen“

Frau E. ist 92 Jahre alt und lebt im Pflegeheim. Ihre Erzählungen sind bisweilen ein wenig sprunghaft, aber sie ist immer noch eine aufmerksame Beobachterin. Liest, hört Radio, interessiert sich für das, was in der Welt passiert. Sie denkt viel über ihr Alter und übers Sterben nach. Neulich, erzählt sie, da hat sie etwas Interessantes mitbekommen, in einer Radiosendung gehört, glaubt sie, sie weiß nicht mehr genau, wo. Aber was sie erfahren hat, das weiß sie ganz genau – eine interessante Entwicklung: Dass alte Menschen, wenn es ans Sterben geht, sagen dürfen, was sie wollen. Was sie essen wollen und ob sie etwas essen wollen und wie viel sie trinken wollen. Sie selbst quäle sich auch, erzählt sie, mit dem Abnehmen. Im Heim habe man gesagt, sie muss. Sie sei zu schwer, die Pflegenden schaffen das nicht. Aber das Abnehmen gelingt ihr kaum. Und sie würde so gerne mal ein hart gekochtes Ei essen. Sie hat danach gefragt, aber das gibt es im Heim nicht. Überhaupt, sie werde von den Pflegekräften ständig aufgefordert, alles selber zu machen. Mobilisierung zur Selbständigkeit würden sie das nennen. Im Befehlstone! Das behage ihr nicht. Wenn das stimme, was sie gehört hat – dass alte Menschen, die nicht mehr lange zu leben haben, sagen dürfen, was sie wollen – das wäre was!

„Was willst du, dass ich für dich tue?“ Jesus weist uns mit dieser Frage nicht nur den Weg, wie wir als Christen und Christinnen Solidarität üben sollen mit Menschen, die unsere Unterstützung brauchen. Jesus sagt uns mit dieser Frage auch: Wenn ihr einmal in die Situation kommt, auf andere angewiesen zu sein, wenn ihr in die Situation kommt, von der Unterstützung anderer abhängig zu sein – und in diese Situation kann jeder im Laufe des Lebens kommen – dann dürft und sollt auch ihr sagen, was andere für euch tun sollen!